Vom Virus Reichtum in unseren Köpfen : Rede am GBH-Kongress vom 23.-26.9.1987 in Davos

Autor(en): **Bichsel, Peter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik**

Band (Jahr): **7 (1987)**

Heft 14

PDF erstellt am: **19.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-652200

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Peter Bichsel

Vom Virus Reichtum in unseren Köpfen

Rede am GBH-Kongress vom 23.-26.9.1987 in Davos*

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

Ich freue mich, hier bei Euch sein zu dürfen. Ich bin stolz darauf, selbst Mitglied der Gewerkschaft Bau und Holz zu sein, ein Stolz allerdings und eine Mitgliedschaft, die schwer zu begründen sind. Ich fühle mich ganz einfach verpflichtet, einer Gewerkschaft anzugehören und damit meine Solidarität mit jenen auszudrücken, die wirklich arbeiten. Ich möchte mich selber zwar auch gern als Handwerker bezeichnen. Ich habe auch mit einem Material zu tun, mit Sprache, und wenn ich mit ihr umgehen will, dann habe ich sie auch sozusagen in die Hand zu nehmen. Meine Erfahrungen mit dem Bau allerdings sind klein. Ich habe als Seminarist immer wieder auf dem Bau gearbeitet, dabei auch etwas verdient, zwar nicht viel, aber wohl doch mehr als ich genützt habe. Ich habe sehr gute Erinnerungen an meine Kollegen von damals, an ihre Freundlichkeit, mit der sie mit dem Ungeschickten umgegangen sind, und vor allem auch daran, dass sie gegenüber jenem, der Lehrer werden sollte, ohne Neid waren. Ich erinnere mich an jenen Handlanger, der ganze Shakespeare-Dramen auswendig konnte, und ich erinnere mich daran, dass man jenen dafür nicht ausgelacht hat und als Spinner bezeichnet, sondern dass man sein Wissen verehrt hat, ohne ihn zu verstehen. Ich erinnere mich an Poliere und Bauführer — auch an einen Polier, der nicht viel anderes im Sinn hatte, als den Leuten das Leben schwer zu machen. Oft ist der Lohn, den man erhält, eine Entschädigung für ertragene Beleidigungen. Ich bin diesen Beleidigungen als Schriftsteller nicht mehr tagtäglich ausgeliefert. Nichts unterscheidet meine Arbeit so sehr von Eurer wie dieser Umstand, dass ich meine Arbeit tun kann, ohne dauernd zusammengeschissen zu werden.

So gesehen habe ich keine Ahnung von der Arbeitswelt, und meine Beobachtungen beschränken sich weitgehend auf Gespräche in der Beiz, wenn ich die Arbeiter treffe nach Feierabend. Nicht etwa nach meinem Feierabend, denn wer nicht regelmässig arbeitet, der hat auch keinen Feierabend, sondern nach ihrem Feierabend, um den ich sie fast ein wenig beneide. Sie kommen von der Arbeit, sie haben einen ganzen Tag lang am Leben teilgenommen, auch an seinen Mühen und auch an den Beleidigungen des Lebens. Ich stelle fest, dass ich nie so wenig zu ihnen gehöre wie jetzt, wo wir am selben Tisch in der Beiz sitzen, dass uns kaum etwas so unterscheidet wie ihr Abend und mein Abend. Meine Mitgliedschaft in der Gewerkschaft Bau und Holz ist vielleicht auch der romantische Versuch, doch noch ein bisschen dazuzugehören. Ich hätte Verständnis dafür, wenn ein wirklicher Arbeiter meine Mitgliedschaft als Schwindel und Beleidigung empfinden würde.

Hier habe ich wohl einen Begriff zu klären. Es passiert mir immer wieder in Diskussionen, dass meine Gegner sagen: „Es gibt doch gar keine Arbeiter

mehr, was ist das denn, ein Arbeiter, der Generaldirektor der Firma Soundso ist auch nur ein Lohnempfänger." Ein Arbeiter ist für mich jener, der durch den Verlust seiner Arbeit in existenzielle Schwierigkeiten gerät, jener, der ausschliesslich von seiner Arbeit lebt. Genau das möchten die anderen so gerne wegdiskutiert haben.

Wir leben in einem reichen Land, in einem Land von Reichen. Reichtum kann Arbeit lächerlich machen, wenn man mit Geld allein, mit Spekulation, mehr verdienen kann als mit Arbeit. Jeder Volkswirtschafter weiss zwar, dass nur Arbeit wertvermehrend sein kann. Aber der Reichtum dieses Landes hat sich unverhältnismässig zur Arbeit vermehrt. Geld ist alles, und erarbeitetes Geld wird lächerlich.

Am Freitag nach Feierabend füllen die Arbeiter in der Beiz ihren Lottozettel aus, jeden Freitag den kleinen Traum von der grossen Million, jeden Freitag den Traum, am Montag zu den anderen, zu den Reichen zu gehören, jeden Freitag den kleinen Abschied davon, von seiner Arbeit zu leben. Vielleicht kommt er am Montag nicht mehr, gehört er am Montag nicht mehr zu uns, und sollte am Sonntag zuvor eine Abstimmung über ein Steuergesetz sein, er wird schon jetzt mit den Reichen stimmen, denn am Montag möchte er ja auch einer sein.

Diese Versammlung hier ist keine Versammlung von Reichen — ich weiss es — aber sie findet in einem reichen Land statt, im reichsten Land der Welt, und der Traum vom plötzlichen Reichtum sitzt in unseren Köpfen. Reich sind wir nicht, aber der Virus Reichtum macht uns schon alle krank, und die bürgerliche Vorstellung, dass Freiheit nichts anderes ist als das Recht aller, reich zu werden, das wird auch mehr und mehr unsere Vorstellung. Wer Freiheit mit Reichtum verwechselt, der hat sie bereits verkauft.

Der Virus Reichtum — wie sieht der aus? Vorerst mal wie alle anderen Viren auch, man sieht ihn nicht und versucht ihn zu verleugnen. Es ist eigenartig, wieviel Ärger man verursacht, wenn man irgendwo in unserem Land erzählt, dass dieses Land das reichste Land der Welt sei. Da sind uns plötzlich Rekorde nicht mehr genehm. Da wird plötzlich wieder von der eigenen Armut gesprochen und dass es genügend Elend gebe im eigenen Land, und dass man hier zuerst schauen soll und hier zuerst helfen. Aber sobald man sie benennt, diese Armen, die Drogensüchtigen zum Beispiel, dann wollen dieselben Leute nichts davon wissen, und sie sprechen von Ausrotten und An die Wand Stellen. Und wenn man sie benennt, die Armen, die Arbeitslosen zum Beispiel, dann wollen diese Leute nichts davon wissen und behaupten, dass alle nur faul seien, und wenn man sie benennt, diese Armen im eigenen Lande, die Flüchtlinge, die als unsere Gäste hier leben, dann will man nichts wissen davon, und spricht wieder davon, dass wir genug Armut hätten.

Wo ist sie denn, diese Armut im eigenen Land? Wenn niemand sie benennen will? Ich kenne die Antwort; die Bergbauern vielleicht, und es gibt arme Bergbauern und sie werden sehr schnell zum Alibi für den Reichtum unseres Landes. Wir stellen uns alle arm dar, als ob wir alle Bergbauern wären, wir sind stolz darauf, dass wir alle aus der Armut kommen. Zum mindesten der Grossvater war noch arm.

Oder liegt es vielleicht daran, dass wir ein sehr kleines Land sind und unsere Kleinheit als Armut empfinden? Der Reiche sei geizig, sagt man. Ist er es vielleicht auch deshalb, weil er sich als armen Schlucker darstellen will?

Wir sind nicht die Armen dieser Welt, und auch unsere Arbeiter sind nicht die Armen dieser Welt. Im Gegenteil, wir haben alle schon das Gehabe von Reichen angenommen. Wir sind zwar nicht alle reich, aber wir denken bereits alle wie die Reichen.

Ich war mal bei einem Reichen zu Besuch und sollte dort übernachten. Bevor man schlafen ging, wurde ich mit der Sicherheits- und Überwachungsanlage vertraut gemacht: Ab jetzt die Fenster nicht mehr berühren. Im Garten eine Flutlichtanlage, die bei Alarm grell aufleuchtet. Sie haben sich abends eingeschlossen ins eigene Gefängnis. Ich überlegte mir, was ich hier stehlen würde als Einbrecher, und es fiel mir beim besten Willen nichts ein, ein Hallenbad und ein Freibad kann man nicht stehlen, die Möbel waren geschmacklos und die Bilder ein billiger Schmarren. Ich nehme auch nicht an, dass die Reichen Geld zuhause haben. Es gab in diesem Haus nichts, nicht einmal das Haus selbst, was ich hätte besitzen wollen.

Übrigens mussten sie an diesem Abend die Sicherheitsanlage noch einmal ausschalten, um mich rauszulassen, ich verzichtete darauf, im Gefängnis zu schlafen und besorgte mir ein billiges Hotel. Dort schlief ich allerdings auch schlecht, denn die Frage liess mich nicht los: Warum beschützen sich Reiche, denen man gar nichts stehlen kann, die ihre Wertsachen im Safe und auf der Bank haben? Fürchten sie sich vielleicht nur davor, dass sie jemand hassen könnte für ihren Reichtum — und wenn, wie kommen sie auf eine solche Idee? Sie lieben sich doch, ihren Reichtum, und alle ihre Nachbarn in ihrem Quartier sind auch reich, und sie haben Zutritt zu den besten Gesellschaften. Dort werden sie miteinander sprechen über die Gefahren unserer Zeit, über Terrorismus und böse Linke, über die mangelnde Sicherheit in unserer Gesellschaft und darüber, dass niemand mehr Respekt habe vor dem Besitz. Sie werden sich gemeinsam fürchten und sich gemeinsam beklagen und sich gemeinsam bedauern. Sie haben es sehr schwer, die Reichen, und die Sicherheitsanlage kostet ein Heidengeld, und die Armen wissen nichts davon, wie schwer es die Reichen haben.

Ich habe bei jenen Reichen den Eindruck bekommen, dass dies der eigentliche Grund ihrer immensen Sicherheitsanlage ist: Sie möchten sich damit als Gefährdete darstellen, als Bedauernswerte, die in ihrer Existenz dauernd bedroht sind. Sie wollen damit nichts anderes als unser Erbarmen, und sie tun so, als ob sie die Armen wären.

Wir sind nicht reich, aber wir leben in einem reichen Land, und dieses Land Schweiz verhält sich wie die Reichen. Es stellt sich dauernd als bedroht dar. Niemand ist so bedroht wie wir, niemand ist so klein wie wir, niemand ist so fleissig wie wir. Unser Fremdenhass ist ein Teil dieses Verhaltens. Wir sind überzeugt, dass uns jeder Fremde nur bestehlen will, wir halten jeden Flüchtling für einen Betrüger, der nichts anderes will als unseren Reichtum — Wirtschaftsflüchtlinge nennen wir sie.

Wir sind in diesem Land nur noch beschäftigt mit der Verteidigung unseres

Reichtums — das heisst, wir sind nur noch damit beschäftigt, den dauernden Beweis zu erbringen, wie schwer wir selbst es haben. Wir sind ein Land von Reichen geworden, in dem sich bald jeder einzelne verhält wie die Reichen — unabhängig davon, ob er es selbst ist oder nicht.

Ich rede nicht vom Klassenkampf. Er wäre unter diesen Bedingungen lächerlich. Ich rede hier nicht vom Kampf gegen die Reichen. Sondern ich rede von allen diesen Einzelkämpfern, die nichts anderes im Sinne haben als Reichtum. Ich rede vom Virus Reichtum, der in uns allen drinsteckt, der uns alle entsolidarisiert, der uns alle mehr und mehr unfähig macht, gewerkschaftlich zu denken. Das ist nicht die Schuld von einzelnen, so sind wir alle gemeinsam geworden, ohne es zu merken.

Der Versuch der Arbeiterbewegung am Anfang unseres Jahrhunderts — nämlich die Arbeiter aus der Armut zu befreien und in ein menschenwürdiges Leben zu führen —, dieser Versuch ist fehlgeschlagen, weil unsere Gesellschaft mehr und mehr nur zwei Dinge anzubieten hat, Reichtum oder Armut. Dass von diesem Angebot alle den Reichtum wählen, ist verständlich. Reichtum aber ist nur dann zu geniessen, wenn es Arme gibt, also brauchen wir Arme, um reich zu sein — und diese Armen sind im Ausland. Mitunter in jenen Ländern, wo unsere Schweizer Arbeiter alle Jahre für drei Wochen die Reichen spielen dürfen. Das sei ihnen gegönnt, das haben sie verdient, und drei Wochen sind wenig. Nur sind sie keine Reichen, diese Arbeiter, sie dürfen nur ein bisschen Reiche spielen, und das Spiel genügt, damit sie in ihren Köpfen so zu denken beginnen wie die Reichen.

Wir sind nicht reich, aber wir besitzen die Symbole der Reichen — wunderschöne Autos zum Beispiel, auf Hochglanz poliert, als hätten wir Diener. Ich meine nicht, dass wir sie nicht brauchen, diese Autos — leider, aber wir benützen sie immer noch nicht als Gebrauchsgegenstände, wir haben immer noch das Gefühl, wir sind wer, wenn wir ein- und aussteigen. Es ist uns soviel wert, dieses Auto, dass einige gar eine Autopartei gründen. Es ist uns soviel wert, dass wir das Wort Freiheit bemühen, wenn es ums Gurtenobligatorium geht.

Ich weiss es, ich bin erst fünfzig, und als ich Lehrer wurde vor dreissig Jahren, hätte ich nie davon geträumt, je ein Auto zu besitzen. Inzwischen hatte ich schon viele, und inzwischen haben alle Autos, und zumindest die Leute meiner Generation und die älteren verbinden mit diesem Besitz immer noch die Vorstellung von Reichtum. Und weil sie glauben, der Reiche habe mehr Rechte als die andern, führen sie sich auch so auf, und haben als Autofahrer Spass an ihrer Rücksichtslosigkeit. Und ihre Rücksichtslosigkeit nennen sie Freiheit.

Ivan Illich hat einmal für den amerikanischen Industrie-Arbeiter ausgerechnet, dass er all das, was er in den letzten Jahrzehnten mehr verdiente, nur für sein Auto wieder herzugeben hat, dass das, was der Unternehmer ihm gegeben hat, ihm als Autokonsument wieder abgenommen wird vom Unternehmer.

Zudem gibt es verschiedene Autos, auch wenn sie genau gleich aussehen. Das Auto des Unternehmers und der Firma ist eine Investition, mit der man

Geld verdient; das Auto des Arbeiters wird von diesem nur verkonsumiert, es bringt keinen Mehrwert. Aber trotzdem, er besitzt dasselbe Auto wie der Unternehmer. Er besitzt jenes Auto, das vor nicht allzulanger Zeit nur die Reichen hatten, und er fühlt sich als Reicher in seinem Auto und beginnt, so wie sie zu denken. So hat das Auto einen doppelten Vorteil für die andere Seite, man macht mit ihm den Arbeiter zum Grosskonsumenten, und gleichzeitig zieht man ihn damit politisch auf die Seite der Besitzenden. Denn ein Besitzender ist er jetzt ja auch, der Besitzer eines Autos. Man muss ihm jetzt nur noch sagen, dass ihm jemand diesen Besitz wegnehmen will, und seine Solidarität mit Nichtbesitzenden ist dahin.

Sollen wir dieses Beispiel jetzt auch übertragen auf dieses reiche Land Schweiz?

Kann man zum Beispiel behaupten, dieses Land sei rücksichtsloser und arroganter geworden seit seinem Reichtum? Kann man vielleicht behaupten, dass unser Nichteintritt in die UNO mit dem unsolidarischen Verhalten von Reichen zu tun habe, und dass wir neutralitätspolitische Bedenken nur als Entschuldigung vorschieben? Ist es uns vielleicht doch lieber, von unserer Wirtschaft im Ausland vertreten zu werden als von unserem Staat? Nämlich deshalb, weil sich dieser Staat doch freundlich zeigen müsste und nicht rücksichtslos und hart sein dürfte wie die Wirtschaft? Das sind nur Fragen, und ich möchte sie nicht damit beantwortet haben, dass ich sie stelle.

Aber dieser Staat hat einen Ruf zu verlieren, den Ruf, ein humanitärer, international solidarischer Staat zu sein. Also lässt man ihn doch besser politisch gar nicht antreten, dann muss er sich nicht bewähren. Die vielen Angriffe auf unseren Aussenminister Aubert haben auch damit zu tun, dass man ihm die Versuche übel nahm, als Aussenminister Aussenpolitik zu betreiben.

Unsere Wirtschaft will diese betreiben, und sie betreibt sie erfolgreich und mit Gewinn. Und die Wirtschaft profitiert davon, dass man weiss, diese Schweiz ist ein anständiges Land und ein humanes. Sie profitiert davon, dass die Schweiz das Land des Roten Kreuzes ist.

Geben wir es doch zu, dieses Land wäre heute absolut unfähig, so etwas wie ein Rotes Kreuz durchzusetzen, alle Länder der Welt von seiner Notwendigkeit zu überzeugen. Ich höre schon die Stammtischgespräche, wenn wir heute so etwas tun wollten. Die Wirtschaft lebt also mitunter auch von der Gründung des Roten Kreuzes, von einer Gründung, die sie wohl heute mit allen Mitteln verhindern würde, mit denselben neutralitätspolitischen Gründen, die sie auch gegen den Beitritt zur Uno anführte.

Denn dieses Rote Kreuz wurde nicht in einer reichen Schweiz gegründet. Dieses Rote Kreuz wurde nicht in der Absicht gegründet, daraus Nutzen zu schlagen. Und zur Zeit seiner Gründung waren wir wirklich noch ein Land mit grosser eigener Armut. Die Schweiz war damals noch ein typisches Auswanderungsland, es gab noch Hunger in der Schweiz. Es scheint eigenartig, dass die arme Schweiz dazu fähig war. Und es sei hier auch erwähnt, dass es mitunter reiche Industrielle waren, die diese Gründung unterstützten. Vielleicht dachten damals sogar einzelne Reiche nicht so wie inzwischen wir alle.

Aber es ging damals nicht darum, unseren Reichtum mit anderen teilen zu

müssen — es ging darum, mit anderen, mit noch Ärmeren, solidarisch zu sein. Eine arme Schweiz konnte das, eine reiche kann das nicht mehr. Das Argument von der Armut im eigenen Land hatte damals kein Gewicht. Damit wäre wohl der Beweis erbracht, dass das Argument heute nur eine billige Entschuldigung ist. Reichtum und Solidarität schliessen sich offensichtlich aus. Der Reiche kann eigentlich nur noch mit den Reichen solidarisch sein, der Schweizer nur noch mit dem Schweizer.

Nehmen wir als Beispiel die Unwetterschäden in den Alpen und vor allem im Urnerland. Ich möchte nicht das Elend dieser Menschen politisch ausnützen; die Leute dort haben Schreckliches mitgemacht, und was sie mitunter verloren haben, ist vielleicht nie mehr, und ist nicht mit Geld gutzumachen. Aber immerhin geschieht diese Katastrophe in einem Land, das glücklicherweise fähig ist, zu reagieren, das die technischen Mittel und die Fachleute besitzt, um schnell das Nötige zu tun. Auch das, das sei zugegeben, hat mit dem Reichtum unseres Landes zu tun. Unser Reichtum ist also erfreulich — er ist es. Erfreulich ist auch, wie schnell die Schweizer bereit waren, zu spenden. Und erfreulich ist, dass die sammelnde Organisation dabei auch an andere Katastrophen, in Ostasien zum Beispiel, gedacht hat und bereit war, vom Sammelergebnis abzugeben. Dies wiederum war ein gefundenes Fressen für einen Teil unserer Medien. Sie entdeckten, dass diese kleine Abzweigung fürs Ausland wohl nicht im Sinne der Spender sei und schrien auf. Sie entdeckten dann auch, dass das Geld in Uri noch nicht angekommen sei und schrien auf. Sie betreiben die dauernde nationalistische Verhetzung unter dem Vorwand, dass die Schweizer ja so denken würden. Und sie sind im Recht, die Schweizer denken wirklich so, also kann man dieses Denken auch verstärken. Endlich ist das passiert, wovon immer alle sprachen: endlich haben wir wieder die eigene Armut, die eigene Katastrophe — endlich sind jene wieder im Unrecht, die von Entwicklungshilfe und Hilfe an die Hungernden dieser Welt sprechen.

Ist es denn wirklich unsere persönliche Leistung, dass wir so reich sind? Und ist es wirklich die persönliche Schuld der Ostasiaten, dass sie arm sind? Und ist es wirklich einfach so wie bei den olympischen Spielen: der Stärkere gewinnt — und wir sind für unsere Leute? Ist es so, dass wir an Schweizer denken, wenn wir an Menschen denken? Stimmt es, dass der Reiche nur noch mit dem Reichen solidarisch sein kann — der Schweizer nur noch mit dem Schweizer? Ist unsere Schweiz in den letzten Jahrzehnten wirklich so klein und so eng geworden? Sind wir Schweizer wirklich wie die Reichen, die sich einsperren in ihren eigenen Luxus? Ist für uns wirklich all das, was Ausland heisst, nur noch eine Gefahr, vor der man sich schützen muss und nur dann von Interesse, wenn es uns Geld bringt oder wenn wir dort so billig wie möglich unsere Ferien verbringen können?

Warum nimmt unser Fremdenhass in dem Masse zu wie unsere Auslandsreisen zunehmen? Ist es vielleicht so, dass wir dies nicht aushalten, dass wir es wirklich nicht aushalten, die Armut anderswo zu sehen, dass wir es nicht aushalten, die Armen zu missbrauchen — zum Beispiel auch sexuell zu missbrauchen — und dass uns bei unserem schlechten Gewissen nur die Verachtung bleibt, nichts anderes bleibt, als sie zu verachten, weil wir uns selbst verach-

ten? Dass uns nichts anderes bleibt, denn unseren Reichtum als unsere persönliche Superleistung anzusehen und ihre Armut als ihre persönliche Schuld.

In einem Aufsatz über Rassismus hat der französische Philosoph Jean-Paul Sartre festgestellt, dass Rassismus im Baugewerbe am seltensten sei und fast unbekannt. Denn in diesem Gewerbe hätten schon seit Jahrhunderten verschiedene Nationen zusammengearbeitet. Schon in der vorindustriellen Zeit wanderten die Bauhandwerker durch ganz Europa, und jede Nation hatte ihre Spezialität anzubieten. Mir hat diese Stelle in Sartres Essay schon immer sehr gefallen. Ich habe es auch geglaubt vor dreissig Jahren, und meine Erfahrungen als Schüler auf dem Bau haben sich mit Sartres Beobachtungen gedeckt.

Umsomehr schmerzt es mich, dass heute immer wieder Bauarbeiter in vorderster Front stehen, wenn es um die Hetze gegen Fremde geht. Ich warte immer noch auf jenen der aufsteht, wenn gegen Türken und Jugoslawen und Spanier geschimpft wird — der aufsteht und sagt:„Halt, das sind meine Kollegen!" Da genügt es nicht, zu sagen, dass einzelne von ihnen schon recht sind, entweder sind alle Kollegen oder keiner. Seine persönliche Fähigkeit oder Unfähigkeit hat damit nichts zu tun, und dass wir Schweizer sind, ist weder eine persönliche Fähigkeit, noch unser persönliches Verdienst.

Und hier muss ich ein Wort erwähnen, nur ein Wort — nur damit es erwähnt ist — ein Wort, das vor Jahren noch niemand kannte, auch jene nicht, die mit Begeisterung ihre Ferien in Ceylon verbrachten.

Nur ein Wort: Tamilen

Ich möchte hier nicht über ihr Schicksal sprechen, über ihr Recht oder über ihr Unrecht auf Asyl. Ich bin nur entsetzt darüber, mit wieviel abgrundtiefem Hass von ihnen gesprochen wird. Die Witze, die über sie gemacht werden, sind keine Witze, sondern brutale Aufforderungen, sie zu vernichten. Fast ausnahmslos sind es dieselben Witze, die die Nazis über die Juden verbreiteten, dieselben Witze, die die Vernichtung der Juden vorbereiteten. Was haben sie uns angetan, diese wenigen? Ist diese Schweiz wirklich durch sie in Gefahr? Sind wir wirklich so schwach, dass uns die Tamilen gefährden können? Oder ist es vielleicht doch so, dass diese Schweiz nur noch aus ihrem Reichtum besteht, dass wir nichts mehr anderes zu verteidigen haben als unser Geld? Dass wir gar keine eigene Kultur mehr haben, auf die wir vertrauen könnten? Wir haben, so scheint mir, das Vertrauen in unser Land verloren — vielleicht auch deshalb, weil unser Land keine Idee mehr ist, sondern nur noch ein Erfolg, und Erfolge sind leichter zu verlieren als Ideen. Wir sind die Reichen, die bestohlen werden können. Die Legende von unserer Freiheit, von unserer Neutralität, von unserer Humanität lockt Verfolgte in unser Land — wir aber sind überzeugt, dass sie nur wegen unseres Reichtums kommen, weil wir selbst nur noch an den Reichtum unseres Landes glauben.

Und es geht nicht um den Reichtum, den jeder einzelne besitzt, sondern um den Virus Reichtum, den wir alle in unseren Köpfen haben. Was sollen wir tun gegen diese Krankheit, die unser Leben mehr und mehr besetzt und für nichts mehr anderes Platz lässt.

Was sollen wir tun dagegen — ich weiss es nicht. Welche Gründe gibt es, ärmer zu werden? Wohl keine! Welche Gründe gibt es, mit jemandem zu teilen?

Wir kriegen diesen Reichtum nicht aus unseren Köpfen, und er beginnt unsere Köpfe zu zerfressen.

Meine Ansprache ist wohl keine gewerkschaftliche, und das Problem, von dem ich spreche, ist wohl nicht durch Gewerkschaften zu lösen. Aber unsere Gewerkschaften haben in einem reichen Land zu arbeiten. Sie haben mit Mitgliedern zu arbeiten, für die das Wort Solidarität keinen Klang mehr hat und internationale Solidarität schon gar nicht mehr. Auch die Solidarität hat nur zu rentieren, sie heisst Prosperität.

Die Gewerkschaften haben ein grosses Verdienst in ihrem Kampf, die Arbeiter vom Hunger zu befreien, sie haben dem Arbeiter zu einem menschenwürdigen Leben verholfen. Es lässt sich in diesem Land menschenwürdig leben. Ich weiss, wieviel Arbeit ein Gewerkschaftssekretär leistet, ich danke ihm dafür, und er hat meine Hochachtung. Aber ich weiss auch, wie verzweifelt er es tut.

Dass der Virus Reichtum in unseren Köpfen sitzt, das ist nicht die Schuld des Sekretärs, aber es ist wohl traurig für ihn, zu sehen, dass er es mit entsolidarisierten Menschen zu tun hat. Die Gewerkschaften hatten einmal die Internationalität auf ihre Fahnen geschrieben — ausgerechnet als sich die grossen Firmen zu internationalen Multis entwickelten, liessen sie die internationale Solidarität fallen, nicht etwa aus Überzeugung, sondern weil sie sie vor ihren Mitgliedern nicht mehr vertreten konnten.

50 Jahre Frieden sind genug — ich möchte dazu hier keine Stellung nehmen. Ich verstehe die Lust jener Leute, aus den Gewerkschaften wieder kämpferische und solidarische Kräfte machen zu wollen. Ich verstehe ihre Hoffnung auf neuen Wind. Das ist klassenkämpferisch gedacht — aber zu jener Klasse, die bekämpft werden soll, gehören wir alle schon längst, nicht, weil wir Reiche sind, sondern weil wir nur noch Reichtum im Kopf haben. Wir müssten gegen uns selbst kämpfen. Es wäre schön, wenn wir das könnten. Niemand kann das.

Wir sind eingesperrt in unseren Reichtum.

Gerade junge Schweizerinnen und Schweizer fühlen sich eingesperrt in einem reichen Land. Da nützt es nichts, ihnen zu sagen, dass wir dafür gekämpft haben, und dass der Grossvater noch arm war und dass die Altwohnungen unhygienisch waren. Tausende von jungen Menschen sind auf der Suche nach dieser ganz einfachen Altwohnung. Anschlagbretter in der ganzen Schweiz sind vollgeklebt mit Wünschen nach dieser einfachen Wohnung. Alle stellen sich vor, dass es doch in Zürich und in Bern und in Solothurn so etwas geben müsste. Es gibt das nicht mehr. Der Boden ist zu teuer, man kann auf ihm nichts Billiges stehen lassen. Übrigens ist es nicht nur der Preis, der junge Leute von solchen Wohnungen träumen lässt, sie suchen viel mehr nach einer Umgebung, die noch nicht durch Reichtum sterilisiert ist. Nicht alle leben gut im Reichtum. Er kann sehr eng und zum Gefängnis werden.

Wir brauchen nicht mehr Geld für dieses Land, wir brauchen mehr Zeit und mehr Ruhe für dieses Land. Die Schweiz ist ein schönes Land, sollte es aber bereits zerstört sein, dann haben wir, wir Schweizer es zerstört, und sollte es noch zerstört werden, dann werden wir Schweizer es zerstören — nicht die

Tamilen, nicht die Türken, nicht die Spanier, wir selbst.

Unsere Wut auf die Fremden ist eine Wut auf uns selbst.

Und zum Schluss noch eine kleine Bemerkung: Ich habe nicht von den Schweizer Banken gesprochen. Das ist vielleicht aufgefallen. Ich habe nicht von ihnen gesprochen, weil sie mit meinem Thema nichts zu tun haben. Auf sie zu schimpfen und dabei zu fürchten, das kleine Sparbüchlein mit 2163 Franken 35, das wir der Steuer verschweigen, könnte entdeckt werden — das scheint mir zu billig. Mit seinem Verschweigen verdient der Inhaber zwar kein Geld. Im Gegenteil, er verliert Geld damit. Aber er hat gehört, dass das die Reichen auch tun, und dass es Reiche gibt, die keine Steuern bezahlen. Also tut er es auch, wenn auch mit Schaden.

Wir sind nicht alle reich, aber wir denken alle wie die Reichen.

*Die Rede ist in gekürzter Form bereits erschienen in der GBH-Zeitung Bau+Holz vom 1.10.1987.

Kathrine Petersen

Armsein heute

Überlegungen zur individuellen Wahrnehmung und zu den gesellschaftlichen Bedingungen der Armut*

> „Sehen Sie, das ist der Krieg der Armen gegen die Reichen. Allen Besitzenden muss daran liegen, den Ansturm abzuwehren. Dies ist der Krieg zwischen den Reichen und den Armen, die Reichen haben es so gewollt, denn sie sind die Angreifer. Schlecht finden sie nur, dass sich die Armen zur Wehr setzen."
>
> Louis A. Blanqui

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts war es offensichtlich möglich, dass sich die vom gesellschaftlichen Reichtum ausgegrenzten Armen, die vom Verhungern bedrohten und verängstigten Arbeiter und Handwerker zusammenschlossen, sich zur Wehr setzten und aktiv gegen die ungerechte Verteilung von Gütern und Macht auflehnten. Damals wie heute haben die Herrschenden ein Interesse daran, dass es Arme gibt, damals wie heute sind die Privilegierten die Angreifer, die ökonomisch und psychologisch am längeren Hebel sitzen. In unserer Gesellschaft wäre es heute eine schöne Utopie oder besser noch: eine notwendige Hoffnung, wenn sich die von Armut Betroffenen nicht nur ihrer eigenen individuellen, sondern auch ihrer gesellschaftlichen Situation, ihrer sozialen und psychischen Bedingungen bewusst würden. Und doch stellt sich die Frage, ob die marginalisierten Armen überhaupt Möglichkeiten haben,